Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 5

Artikel: Novembersonnenschein
Autor: Löns, Hermann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664853

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

verließ mich auch die letzte Zuversicht. Ich preßte Dolly an mich, setzte mich in den Sand und wartete auf das Ende. In diesem Augenblick warf Teddy den Kopf in die Höhe, und mit einer Geschwindigkeit, die ich schon seit Tagen nicht mehr bemerkt hatte, schoß er davon. Ich vermochte ihm nicht zu folgen. Er verschwand hinter einem Hügel, es dauerte eine Weile, bis wir ihn wieder sahen. Mit lustigen Sprüngen kehrte er zurück, schwanzwedelnd, beinahe toll vor Freude. Er fuhr Dolly mit seiner Zunge ins Gesicht und, wie ich ihn fortzuschieben suchte, bemerkte ich, daß seine Schnauze — feucht war.

„Wasser!" durchzuckte es mein Hirn. Wasser in nächster Nähe und doch keine Kraft mehr, bis zur Quelle zu gelangen! Da entschloß ich mich zu einem Versuch. Ich kramte mühselig nach einem Becher und steckte ihn Teddy ins Maul.

Und, Herr, das kluge Tier verstand! Er eilte davon und kehrte nach knapp fünf Minuten wieder, den Becher voll bis zum Rande mit Wasser gefüllt. Unendliche Begierde trieb uns beide, das kalte Wasser hinunter zu stürzen, aber ich wußte, wie gefährlich es war, nach langem Dürsten sich sofort zu übertrinken. Ich reichte deshalb Dolly den Becher, gönnte ihr aber bloß einen Schluck, nahm dann selber einen und so wechselten wir ab. Die erste Kraft kehrte zurück. Teddy wurde wieder ausgesandt, und abermals kam er mit einem Becher Wasser zurück. Nun tranken wir bereits in längeren Zügen, und schon fühlte ich, daß ich mich wieder fortzubewegen imstande war, und wir machten uns alle drei auf den Weg nach der Quelle.

So wurden wir gerettet, Herr. Wir hatten keinen Tag mehr ins Boraxlager, und das Wasser gab uns Kräfte, auch diese letzten Strapazen zu überstehen."

„Und seit der Zeit essen Sie so wenig?" fragte ich teilnahmsvoll.

Der Koch zog fröstelnd seinen Mantel zusammen, obwohl wir uns in tropischer Hitze befanden.

„Wie könnte ich noch", meinte er ernst, „da ich sah, daß gerade das Tier, das ich aus Egoismus aufessen wollte, mir das Leben rettete?"

„Und Dolly?"

„Lebt bei meiner alten Mutter. Sie ist schon größer und hält mich für ihren Vater. Das Ereignis in der Wüste hat sie ganz vergessen."

Damit wandte sich der Koch ab. Ich wagte es nicht, nochmals eine Frage an ihn zu stellen, und die ganze übrige Fahrt verlief, ohne daß wir weiter ein Wort miteinander wechselten.

Aber seine hagere, eckige Gestalt machte mich noch immer erschauern, wenn sie, vom Mondlicht umflossen, beinahe gespensterhaft über Deck zwischen Küche und Vorratskammer hin und her huschte.

Verlassenheit.

(Lied.)

An meine Augen press' ich die Hände,
die Tränen rinnen, heiß, ohne Ende.

Du bist gegangen, kommst ewig nimmer.
Eisige Schauer hauchen durchs Zimmer.

Was tief gebaut und süß gesungen
wir glaubten, ist aus, verklungen.

Aus toten Sommern grüßt welker Duft,
von Reif und Winter schimmert die Luft.

An meine Augen press' ich die Hände,
die Tränen rinnen, heiß, ohne Ende.

Emil Wiedmer.

Novembersonnenschein.

Von Hermann Löns.

Der Wald wirft seine Blätter ab; viele Bäume sind schon ganz kahl, andere haben noch etwas Laub, einige sind noch vollbelaubt, aber das sind wenige.

Vor zwei Wochen, da war es anders. Da hatte der Wald sein rotes Staatskleid an, das bunteste von allen dreien.

Denn drei hat er; eins aus hellgrüner Foulardseide; das trägt er im Mai. Dann das aus rotem Atlas, das er Ende Oktober trägt, und das weiße, mit Silber gestickte, das er nur an sehr schönen Wintertagen anzieht. Das andere sind alles mehr Alltagskleider, so auch das, was er jetzt an hat. Aber wenn er Besuch bekommt, vornehmen Besuch, dann macht er sich trotzdem fein, so gut es geht.

Heute zum Beispiel, denn da kam die Sonne zu Besuch, ein seltener Gast im November. Da

hatte der Wald sich dann schnell hingesetzt und das fahle Alltagskleid etwas aufgeputzt, einen goldgelben Einsatz eingenäht, eine hellgrüne Rüsche eingeheftet, einen goldroten Volant angesetzt, hatte die knallroten Korallen angelegt und eine funkelnde Brosche vorgesteckt. Fein sah das aus.

Als ich gestern über die Felder ging, war er nicht so fein. Graubraun, fahlgelb, trübrot, so war sein Kleid, mit stumpfen, dunkelgrünen Samtaufschlägen. Heute aber ist die ganze Jungbuchenkante ein langer leuchtender goldroter Strich, als wenn Elbenfeuer brennten. Und im Walde die Buchenjugenden, die sind bunt wie ein Pantherfell, noch viel bunter. Denn ein Pantherfell ist rot und schwarz gefleckt, hier aber ist hellrot und goldbraun, orange und gelb, grün und tiefrot durcheinander gewirbelt. Von Rechts wegen müßte das unruhig aussehen, gesucht und augenverwirrend. Aber es wirkt gerade umgekehrt. Es beruhigt und erfrischt wie sprudelndes Wasser, dieses Sprudeln der Farben.

Der Querweg ist sauber gefegt, den gehe ich nicht. Ich gehe den laubbedeckten Weg geradeaus. Das ganze Jahr mag ich leise treten im Walde und gehe um die trockenen Blätter herum, aber im November suche ich sie, und wo sie am dicksten liegen, gehe ich am liebsten.

Es redet dann so viel, das Rauschelaub. Wenn die Luft grau und der Himmel tief ist, redet es von Herbst und Sterben, von Vergehen und Verwesen und predigt das alte Entsagungslied.

Heute aber nicht. Von Ruhe vor neuem Schaffen, von Winterrast vor jungem Frühling, von stiller Gegenwart und froher Zukunft redet heute das Rauschelaub.

Hier unter den alten Samenbuchen muß ich stehen bleiben. So schön war es hier noch nie wie heute, wo die Sonne hier zu Besuch ist an diesem Novembertag. Ein unendlicher Teppich aus kupferrotem geschorenen Plüsch bedeckt den Boden, die altsilbernen Stämme der Buchen, der Fichten tiefviolette Schäfte teilen ihn ein, daß die Augen ihn in Absätzen genießen sollen.

An vielen Zweigen ist noch Laub, und leise bewegt der Wind diese Zweige, damit ich sie zuerst sehen soll und mich freuen an ihrem goldenen Rot und roten Gold. Langsam schaukeln sie hin und her, und hin und wieder fällt ein goldenes Blatt von ihnen zu Boden.

Absichtlich hat der Wind meine Augen abgelenkt, denn jetzt, wo sie dem einen fallenden Blatt folgten und von ihm weiter wandern, da sehen sie erst das Allerschönste. Eine Buche ist es, eine schlanke, mit vielen wagerechten Zweigen. Die hat noch alles Laub. Und darauf fällt die Sonne mit besonderer Liebe.

Gestern habe ich ihn gar nicht gesehen, diesen goldenen Buchenbaum; ich bin an ihm vorbeigegangen. Gestern schien die Sonne auch nicht. Es gibt Menschen, die sieht man auch erst, wenn sie lächeln, da leuchtet ihr goldenes Herz. Dort unten steht ein junger Ahorn, der leuchtet wie gelbes Glas. Prächtig sieht er aus und lustig, aber denken kann ich mir nichts bei ihm, und wenn er auch noch so prahlerisch seine goldgelben, spreizigen Blätter im Winde dreht. Höchstens, daß es auch solche Menschen gibt.

Durch das rote, rauschende Laub geh ich weiter. Ein blaugrüner Brombeerbusch wirft eine rauhe Schlinge um meinen Fuß. Als wenn er mir etwas sagen wollte. Er will auch etwas sagen, er, der nie blüht und nie Frucht trägt, und Sommer und Winter grünt in demselben harten Grün. Draußen, am Moorwege, oder am sonnigen Rain, wachsen seine Brüder. Purpurrote Ranken haben sie, prangen im Sommer mit weißen Blüten und im Herbst mit süßen Früchten, und färben im Winter ihr Laub rot und gelb. Er bleibt aber das ganze Jahr, wie er ist. Denn hier unter dem Schatten der Buchen kriegt er keine Sonne, hat nicht Luft und Licht. Das bißchen müde Herbstsonne, das bißchen fahles Winterlicht kann ihn nicht zu Blüte und Frucht bringen.

Menschen gibt es auch, die so sind. Ihr Leben leben sie im schattigen Einerlei, sie blühen nicht in ihrem Mai, und wenn sie blühen, es trägt keine Frucht. Auch der Brombeerstrauch zu meinen Füßen hat wohl einmal eine Blüte gehabt, aber nie trug er eine Frucht.

Hinter den Fichten an der Waldstraße stehen hohe Kiefern. Schwer, entsagungsvoll, hängen ihre Zweige. Wenn sie jung sind, sind sie Himmelsstürmer, langen nach oben mit kecken Zweigen, wachsen und wachsen, schneller als jeder Baum im Wald, als könnten sie es gar nicht abwarten. Und wenn sie groß sind, sind sie müde und lassen die Zweige sinken.

Alles Schnellwüchsige wird früh müde. Unter den Fichten der Adlerfarrn, kraftlos und altersschwach hängt er in den Zweigen des Faulbaums. Und wie wuchs er im Mai, und wie eilig hatte er es im Juni, und wie gierig spreizte

er im Juli seine Wedel nach rechts und links. Alles Mache, nichts dahinter.

Wenn ich mir dagegen die winzige Eiche unter ihm ansehe! Drei Jahre ist sie alt. Dreimal wuchs ihr der freche Farrn über den Kopf, aber jedesmal wurde er auch wieder klein, ganz klein, noch kleiner als die kleine Eiche.

Ein heller Klang, wie von einer silbernen Glocke, geht durch den Wald. Der Schwarzspecht ist es. Er lacht den Menschen aus, der in Novembersonne geht und doch nachdenklich ist. Er hat recht, der Rotkopf. Nachdenken ist gut genug für graue Tage. An hellen Tagen soll man leben und lachen.

Rauschelaub, rausch mir das Werdelied von goldener Frühlingszeit, wo junges Gras aus dir hervorkommt und weiße Blumen zwischen dir nicken, wo alle Vögel singen im sonnigen Frühlingswald.

Gerade hier, wo ich bin, wo das dunkle Schaftheu seine starren Halme reckt und blanker Efeu schimmert, hier am Grabenrand, da wird es dann wunderbar sein. Braune Simsenknäulchen werden da zittern, weiß wird alles sein von Windröschen, und dazwischen wird die goldne Waldnessel blühn.

Einen großen runden Fleck malt die Sonne vor mich hin auf rotes Laub und dunklen Efeu. Und mitten darin blüht es weiß und goldgelb, ein weißes Sternchen, drei goldene Mäulchen, zwei Frühlingsblüten im späten Herbst.

Das ist ein Wunder, ein wirkliches Wunder. Alle Windröschen haben im Frühjahr geblüht, alle Goldnesseln leuchteten im Mai, diese beiden aber blühn jetzt in dem großen runden Fleck, den die Sonne auf den Grabenrand wirft, die Spätherbstsonne.

Denn Sonne bleibt Sonne und behält ihre Kraft. Ringsherum fallen die Blätter, rund umher welkt das Laub, hier allein blüht ein Stück Frühling in der Sonne im Wald.

Haydns letzte Liebe.

Erzählung von Hans Gäfgen.

Über Wien lag der Zauber des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts.

Heitere Fröhlichkeit erfüllte die Menschen, und es schien, als seien alle Sorgen aus der Welt verbannt. Musik, Musik zu allen Stunden, in allen Häusern: Gluck, Haydn, Mozart ...

Bei Kerzenschein entzückten ihre Sinfonien, ihre Kammermusik die Hörer, und die weißen Puderperücken wiegten sich nach den Weisen der großen Musikanten nicht weniger gern, wie die Reifröcke der schönen Frauen Wiens.

Da fiel in das heitere Treiben eine ernste Kunde: Der Hofkapellmeister Florian Gaßmann war gestorben, plötzlich, nachdem er eben den Taktstock niedergelegt hatte.

Und sogleich flatterte in den Salons die Frage auf: Wer sollte sein Nachfolger werden?

Man fragte Gluck, den großen Meister.

Er wußte keinen, der würdig wäre, den wichtigen Posten zu versehen.

Man fragte Mozart.

Er lachte bloß und meinte, man möge ihn mit solchem Schnickschnack in Frieden lassen.

Endlich kam man zu Haydn.

Der setzte eine wichtige Miene auf, kramte in alten Papieren und sagte dann:

„Ich hab's, der Salieri muß Kaiserlicher Kammerkompositeur und Hofkapellmeister werden. Der ist der rechte Mann. In Venedig hab' ich ihn gehört vor Jahren. Jetzt muß er ein Vierziger sein, und das rechte Zeug zum Dirigenten hat er in sich."

Man trug's dem Kaiser vor.

„Wenn der Haydn ihn empfiehlt, wird's der rechte Mann schon sein," meinte Joseph, und so kam Salieri ein paar Wochen später nach Wien.

Er bat um Audienz beim Kaiser und dankte ihm in ergebenen Worten, daß er ihn für würdig befunden, sein berühmtes Orchester zu leiten.

„Beim Haydn muß Er sich bedanken, der Haydn hat ihn hergebracht, der Haydn, sonst keiner," sagte Joseph.

So fuhr denn Salieri am nächsten Tage zu Haydn hinaus, der gerade im Garten seines Hauses nach den Rosen schaute.

„Sieh da, der Salieri — wie mich das freut, und das schmucke Fräulein da im Wagen, wer ist denn das?"

„Meine Tochter, Meister."

„Aber solch hübsches Madel läßt man doch nicht draußen in der Kutschen. Flink hol' Er sie herein, wenn meine Augen schon ein bisserl nachlassen, ein Maderl von achtzehn Jahren schaun's immer noch gern."

Und dann saßen die Drei in der Laube: Der